

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 42 (1938-1939)

Heft: 2

Artikel: Der schwärzeste Tag des Lebens

Autor: Sollberger, W.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662497>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Grünen Heinrich“, bevor Dunker ihn lesen darf, und verabredet einen Tag, an dem er das Heft wieder abholen will.

Der Tag rückt heran. Keller geht zu Frau Lina. Sie überreicht ihm ein verschürtes Paket.

„Ich soll Sie recht schön von Betty grüßen, lieber Freund!“ sagt Frau Dunker. „Und dieses geben — ich weiß nicht, was es enthält. Sie mußte eine längere Reise zu Verwandten machen.“

Mit zitternden Händen löst er das Band. Es ist sein Buch, aber kein Zettelchen, keine Mitteilung fällt heraus. Sie wird es überhaupt nicht ange schaut haben, dämmert es ihm — und es war die einzige Möglichkeit, sich ihr zu gestehen! O, ich Wicht — o, die Frauen! Immer gleißen und schillern sie in allen Farben, und will man endlich, endlich wissen, wie sie sind, dann löst sich alles geisterhaft auf: ein Phantom, ein Gaukelspiel des eigenen Hirns, das unser Herz betrügt!

Frau Lina sieht sein trauriges Gesicht. Es wühlt darin. Eine große Leidenschaft wird begraben — die letzte Liebe des Gottfried Keller. Sie nimmt seine Hand.

„Sie ist fort — ja, lieber Freund, ich ahne

alles. Sie hätten sprechen sollen. Es waren so viel Gelegenheiten, und ich glaube sicher zu sein, daß Ihnen ein Ja geworden wäre. Doch Betty hat mir nicht glauben können, daß all Ihre unbeholfene Rauheit Liebe war. Weil Sie's nicht länger ertragen hat, ist sie abgereist. Sie wird mit einem ihrer Vettern zusammentreffen, der sein Studium beendet hat und sie seit langem zur Frau begeht..., wer weiß, was daraus wird.“

Keller geht wortlos hinaus aus dem schönen Haus des Buchhändlers Dunker. Er weiß, daß er's lange, vielleicht nie wieder betreten wird. Auch diese Menschen haben ihn getäuscht, haben ihm nur mit Dukaten, nicht mit Rat und Beistand geholfen. Tränen rinnen über sein altgewordenes Gesicht. Er wischt sie mit dem Handrücken ab, aber sie kommen wieder, immer wieder.

„Gottfried Tränensimpel!“ sagt er zu sich selbst. „Du verfluchter Gottfried Tränensimpel! Niemals wirst du glücklich werden, niemals in den Alltagen der Menschen. Nur in der Stube, wenn die Feder übers Papier gleitet. Vielleicht darf ein Mensch immer nur auf eine Art das Glück genießen? Du schreibst Bücher darüber — und andere leben es!“

Der schwärzeste Tag des Lebens.

Dieser Tag erscheint in dem Moment auf der Bildfläche, in dem man plötzlich erkennt, daß man alt wird.

Die Straßenbahn war gequatscht voll. Sogar die Herren mußten stehen. Ich auch. Und hätte doch so schrecklich gern gesessen. Nicht weil ich müde war — das bin ich immer, wenn andere sitzen —, sondern weil vor mir ein wonniges Wesen saß, eines jener Geschöpfe, die man malen, bildhauen, bedichten und besingen, am liebsten aber kunstlos in die Arme nehmen möchte. Hätte sie gestanden und ich gesessen, dann hätte ich das unermessliche Glück, ihr meinen Sitzplatz anzubieten. Ich würde mich langsam erheben, eine leichte andächtige Verbeugung machen und artig meinen frühlingsgrauen Hut lüften: „Darf ich mir gestatten, mein Fräulein,“ würde ich mit leicht vibrierendem Bariton zu ihr sagen; dann würde sie mir huldvoll zulächeln, mir einen warmen Blick ihrer blanken Augen gönnen, und dann hätte ich die Freude, daß sie sich eben dort hinsetzt, wo ich vor wenigen Sekunden noch gesessen habe. Nun war das nichts. Sie saß bereits, nicht durch mich, sondern sowieso. Ich stand da-

vor wie ein dummer Junge und konnte ihr nichts Gutes tun.

Aber dann kam das Fürchterliche. Ich fühlte plötzlich, wie sie an mir heraufblickt, mich abtaxiert, einen Augenblick zögert. Dann steht sie leichtfüßig auf und sagt zu mir: „Darf ich Ihnen meinen Platz anbieten?“

Ich weiß nicht mehr, was ich getan habe: Aber von diesem Augenblicke an weiß ich, daß ich alt bin. Man merkt es nicht und fühlt es nicht, es geht ja auch langsam, jedes Jahr nur ein Jahr, und die andern sagen einem nichts davon. Bis so ein dummes kleines Mädel einem über den Weg läuft und es einem bei bringt, roh und höflich. Nun habe ich einen Freibrief, aus der Armee der aktiven Kavaliere bin ich verabschiedet und eingereiht in den Landsturm der alten Herren.

Dieses war der traurigste und schwärzeste Tag meines Lebens.

Ich habe mich inzwischen getrostet. Die meisten Menschen sind höflicher, und mit Hilfe ihrer Höflichkeit bleibe ich noch eine Zeitlang jung. Außerdem kann ich jetzt ruhig in der Straßenbahn sitzen

bleiben. Ich brauche nicht mehr aufzustehen. Vor keiner nicht. Ich klebe auf meinem Sitz, und wenn der Wagen voller Engel wäre. Ich brauche

nicht mehr und tu's nicht mehr. Oder höchstens — aber dann müßte sie schon sehr hübsch sein. Oder sehr alt.

W. Sollberger.

Der Ursprung der Intelligenz.

Die Frage nach dem Ursprung der Intelligenz führt uns ins Tierreich, und zwar nicht nur zu den „klugen“ Hunden und Affen, sondern vor allem hinab zu den niederen Gruppen der Tierreihe, um dort die Anfänge von Intelligenz zu suchen. Tatsächlich ist es vor einiger Zeit gelungen, auch bei niederen Tieren wie Krebsen und Würmern eine gewisse „Lernfähigkeit“ nachzuweisen. Dennoch war es eine große Überraschung für die Wissenschaft, als man kürzlich auch bei den allerprimitivsten Lebewesen, den Einzellern oder Urtieren, entdeckte, daß sie zu lernen imstande sind. Über diese Vorstufen der Intelligenz und ihre Fortentwicklung in der Tierreihe bis zur Höchstleistung beim Menschen sind in letzter Zeit sehr interessante Forschungsergebnisse erzielt worden, von denen unser Artikel berichtet.

Als die einfachsten aller Lebewesen gelten bekanntlich die sogenannten „Einzeller“. Sie bestehen nämlich im Gegensatz zu allen übrigen Tieren, die aus ungeheuer vielen verschiedenartigen Zellen aufgebaut sind, aus einer einzigen Zelle. Innerhalb dieses einen, mehr oder minder gleichförmig aussehenden „Schleimklumpchens“ spielen sich alle Lebensvorgänge ab, ohne jegliches Organ: weder Magen und Darm noch Herz und Läden, geschweige denn Nerven sind in diesen Tieren zu finden. Auf Grund dieses überaus primitiven Aufbaues, vor allem wegen der fehlenden Nerven, hielt man es bis heute für völlig ausgeschlossen, daß die Einzeller auch nur das geringste Lernvermögen besitzen könnten. Die deutschen Zoologen Dr. Bramstedt und Dr. Soest haben aber jetzt das Gegenteil bewiesen. Zuerst machte Bramstedt mit Pantoffeltierchen folgenden Versuch: er brachte die Tiere zunächst in einen Wassertropfen, der mit Hilfe einer besonderen Vorrichtung zur Hälfte hell und warm, zur Hälfte aber kalt und dunkel war. Nach einem Herumschwimmen zogen sich die Tiere in den kalten, dunklen Teil des Tropfens zurück und blieben auch dort, nachdem der ganze Tropfen auf eine gleichmäßige Temperatur gebracht worden war. Sobald sie an die Grenze zum hellen Teil kamen, lehrten sie schleunigst um, obwohl es „drüber“ jetzt ebenso kühl war wie im dunklen Teil, denn sie „erinnerten“ sich zweifellos, daß der helle Teil „unangenehm“ warm war. Die Helligkeit selbst störte sie nicht, denn „nichtdressierte“ Tiere benutzten den halb hellen, halb dunklen Wassertropfen völlig gleich-

mäßig. Die Dressuren wurden nun weiter ausgebaut, indem regelrechte „Strafen“ verwendet wurden und zwar leichte elektrische Schläge. Jedesmal, wenn ein Tier in den hellen Teil des Tropfens gelangte, bekam es einen kurzen elektrischen Schlag. Tatsächlich wurde damit binnen 24 Stunden erreicht, daß es an der Grenze vom Dunkeln zum Hellen umkehrte, auch wenn es keinen Schlag bekam! Die Pantoffeltierchen haben also in diesen Versuchen gelernt, ein bestimmtes Gebiet ihres Wohnraumes zu meiden; einmal mit Hilfe des Temperaturunterschiedes, zum anderen Male mit Hilfe des elektrischen Schlages. Durch diese Versuche ist nunmehr bewiesen, daß die Einzeller wirklich „lernfähig“ sind, was bisher als ein Vorrecht der vielzelligen Tiere galt.

Wie lernt das Tier.

Wenn wir die weitere Entwicklung des Lernvermögens in der Tierreihe verfolgen wollen, müssen wir zwei Grundbegriffe der modernen Tierpsychologie kennen lernen: die „unbedingten“ und die „bedingten“ Reflexe. Grundlegend hierfür sind die Versuche, die der Frosch Pawlow am Hund anstellte. Wenn ein Hund zu fressen beginnt, dann wird durch den Geruch und Geschmack des Futters die Absondierung von Verdauungssäft im Magen bewirkt — prinzipiell ebenso ist es übrigens auch beim Menschen. Das geschieht ganz automatisch, ohne daß wir etwas davon merken, es ist ein „unbedingter“ Reflex, das heißt eine angeborene Reaktion auf bestimmte äußere Einwirkungen. Pawlow schlug nun bei der Fütterung seiner Hunde stets einen bestimmten Klaverton an und stellte eines Tages fest, daß der Magensaft schon beim Erklingen des Tones zu fließen begann, auch wenn weit und breit kein Futter zu sehen oder zu riechen war. Der Hund hat also unbewußt eine Verbindung zwischen Ton und Fressen hergestellt. Diese neu erworbene Reaktion nannte Pawlow einen „bedingten“ Reflex, weil er nur unter bestimmten Bedingungen — hier nach gleichzeitiger Darbietung von Futter und Ton — auftritt. Auf solchen erworbenen „bedingten“ Reflexen beruhen auch die Lernerfolge bei niederen Lebewesen. Wenn nun durch die neuen Ergebnisse auch bewiesen ist,